

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Nr. 48. Wöchentlich eine Nummer. Berlin, 24. November 1889. Große Ausgabe mit allen Kupfern 4^{1/2} M. XVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

„Gold zieht Blei an.“

Aus der Zeit vor fünfundsanzig Jahren.
Von Gerhard von Amyntor.

Gra liegt sie vor mir, die alte Uhr, die mir zwar nicht nur heitere Stunden gezeigt hat, aber als treue, zuverlässige Gefährtin durch beinahe vierzig Lebensjahre mir sehr werth und theuer geworden ist. Den goldenen Deckel der Rückseite (die Vorderseite trägt nur ein einfaches Glas) habe ich ausbeulen, das innere Werk flicken und theilweise neu ergänzen lassen müssen, aber nun geht sie schon seit einem Vierteljahrhundert wieder pünktlich und tadellos, und wenn sie auch ein recht altmodisches Ding ist, das noch mit einem Schlüssel aufgezogen werden muß, so mag ich mich doch nicht von ihr trennen, und sie soll, wenn sie anders so lange halten will, mir dereinst auch mein letztes, will's Gott, seliges Stündlein zeigen. Da glitzern noch die alten Gehänge von ihr, — „Breloques“ würde man früher gesagt haben, — eine durch zwei kreuzweise verlöthete goldene Ringe gebildete, durchbrochene Kugel (es sind die Trauringe meiner längst entschlafenen Eltern) und eine mit blauem Schmelz überzogene kleine goldene Kapsel. Ach, wie oft haben mich meine Kinder, wenn sie auf meinen Knien ritten und die Uhrgehänge betasteten, neugierig gefragt: „Papa, was steckt denn in dem Medaillon?“ (Die Kinderfrau hatte ihnen das böse Fremdwort beigebracht.) Wenn ich dann sagte: „Ein Bild der Mama,“ dann hieß es stets: „Bitte, bitte, zeige es mal!“ Aber ich hütete mich wohl, die kleine Kapsel zu öffnen; auch sie hatte, wie die Uhr, schwere Havarie erlitten, und nur der Kunst des Goldarbeiters war es gelungen, sie nothdürftig wieder so weit zurecht zu stutzen, daß sie einigermaßen zusammenhielt. Ich scheute mich, sie zu öffnen, da ich fürchtete, sie möchte bei solcher Gelegenheit gänzlich auseinander fallen. Und dann das Bild darin, — wozu brauchten es meine Kinder zu sehen? Sie hatten ja, Gott sei Dank, das Original täglich vor Augen. Sie würden gesagt haben: „Papa, hier sieht ja Mama so jung aus . . . Du hast sie wohl so als Braut photographiren lassen? Junge Mädchen tragen doch aber keine Hauben . . . wie kommt denn die Mama als Mädchen zu einer Haube?“ und da hätte ich erwidern müssen: „Es war mein Wunsch gewesen, mein Bräutchen im Schmucke einer Haube zu besitzen; Eure Mama hat mir nun damals diesen Wunsch erfüllt, und dieses Bild ist mir immer sehr lieb gewesen und ich habe es in Freud' und Leid, in guten und schlimmen Stunden auf dem Herzen getragen.“ Was würden aber meine Kinder davon verstanden haben? Am Ende hätten sie das sehr komisch gefunden und gelächelt, und solches Lächeln hätte mich geschmerzt; und so ließ ich die Kapsel lieber zu und lenkte die Neugier der kleinen unruhigen Geister auf irgend

einen anderen Gegenstand ab, z. B. auf den großen Siegelring mit dem wappenverzierten Karneol-Steine, der auch an der Uhr hängt, der aber keine Havarie erlitten hat und heut' noch so unverletzt ist, wie zur Zeit, da ihn der Großvater am Finger getragen hat . . .
Da liegt sie vor mir, die alte, brave Uhr, und ein langer Faden von Erinnerungen spinnt sich aus ihr heraus und wickelt sich mälig um meine Sinne.
Fünfundsanzig Jahre sind es heute, daß diese Uhr

und diese Kapsel mit dem Bilde meines Bräutchens eine entscheidende Rolle in meinem Leben spielten. Fünfundsanzig Jahre! Ein Vierteljahrhundert! Was ist nicht Alles in diesem Zeitraume erschütternd, vernichtend, verwirrend, erhebend, befreiend und beseligend auf uns eingestürmt! Keine Faser meiner Körperlichkeit von damals ist mehr vorhanden; ich bin ein Anderer, ein gänzlich Neuer geworden; und dennoch, — die Erinnerungen haften noch mit der alten Frische in meiner



Bei der Vogelhändlerin. Von Anton Müller. — Siehe Seite 207.
Das Original befindet sich im Besitze der Kunsthandlung von Friedrich Schwarz in Wien.

Seele, ja, sie werden heute so lebendig, daß sich das, was längst geschehen, wieder in höchster Lebenswahrheit und Wirklichkeit vor mir abspielt; die Todten steigen aus ihren Gräbern, der Donner der Geschütze schlägt wieder an mein Ohr, aus dem Nebel des Schneetreibens tauchen die Helmspitzen und Bajonette meiner tapferen Schar, Horn-Signale schmettern durch die dicke Luft und hier und da erblühen auf der weißen Schneefläche die rothen Köpfe des kampffroh vergossenen Soldatenblutes.

Fünfundzwanzig Jahre! Es ist mir, als wäre es gestern geschehen! Ja, die Zeit ist ein Spul, eine Art Scheuleder, das den begrenzten Blick des Sterblichen nur noch mehr einengt; in Wahrheit giebt es keine Zeit, das, was einmal war, ist immer; in unserem Herzen lebt es unzerstörbar fort, und in dem uns nimmer zu entziehenden Besitze der Vergangenheit genießen wir schon hienieden ein Vorrecht der göttlichen Zeitlosigkeit.

Fünfundzwanzig Jahre! Ich war damals ein überglücklicher Bräutigam, jung, gesund an Leib und Seele, zwar arm an Glücksgütern, aber unendlich reich an schwellenden Hoffnungen, an Plänen, die champagnergleich schäumten und perlen; meine Zukunft trug ich auf der Spitze meines Degens. Und sie, — sie war mit ihren siebzehn Lenzen ein thaufrisches Hedenröslein; vor einem Jahre erst hatte sie sich mir versprochen; auf mein wiederholtes Drängen hatte sie mir jenes Bildniß mit dem Häubchen fertigen lassen und es mir in einer süßen, heimlichen Stunde erröthend in die Hand gedrückt. Wie einen Talisman trug ich dies Bild in der blauen Goldkapsel auf meinem Herzen; es war mir die frohe Gewähr der Erfüllung aller meiner Wünsche, der Erreichung auch der fernsten und höchsten Ziele. Schon beschäftigten wir uns in unseren täglich gewechselten Briefen mit dem bevorstehenden Neibau; wir bestimmten die Farben der Polstermöbel und der Fenstervorhänge; wir discutirten die Frage, ob wir Mahagoni oder Nußbaum für mein Zimmer nehmen sollten, in dem wir doch wohl während der Honigmonde am meisten verweilen würden, da plagte der Befehl „Mobil!“ wie eine Granate in unser heimliches Glück. Ich mußte das Briefeschreiben aufgeben und wandte mich mit Feuereifer der kriegsgemäßen Ausrüstung und Einübung meiner auf zweihundertundfünfzig Köpfe erhöhten Compagnie zu. Wer nicht Soldat gewesen, der kann sich wohl nur schwer die Stimmungswandlungen ausmalen, die ein Offizier durchmacht, der unmittelbar vom Wege zum Traualtare abberufen und in das athemlose, sich überstürzende Getriebe einer Kriegsbereitschaft hineingestoßen wird. Erst wollte ich mit meinem Schicksale hadern, daß der langersehnte Kampfruf nicht schon ein Jahr früher erschollen war, dann wäre jetzt voraussichtlich schon wieder Friede gewesen und ich hätte die etwa gepflückten Lorbeern als Morgengabe der Geliebten zu Füßen legen können; dann aber siegte die Ueberzeugung, daß Alles, was geschieht, mit Nothwendigkeit geschieht, und die feste Hoffnung, daß auch diese Störung meiner Pläne für uns Beide, d. h. für mich und meine Braut, zum Besten sein würde. Und nun, nachdem ich mich mit dem Gescheide ausgeföhnt hatte, erfaßte mich wieder die volle Begeisterung für meinen schönen Beruf, und die Aussicht, aus der schwülen Platzpatronen-Zeit nun endlich einmal hinauszukommen in die frische, herztärkende Luft des Kampfes, trieb mir das Blut in besüßeltem Umlaufe durch die Adern.

Während eines Schneesturmes waren wir in Harburg eingerückt, bis wohin uns das leuchtende Dampfroß geschafft hatte; jetzt stieg ich auf meine ungeduldig schnaubende hannoversche Braune, den Train-Soldaten auf meinem zweiten Pferde, einem preussischen Klappen, hinter mir, und so führte ich meine waffenblindevende Schar über das Eis der Elbe und durch die alte, uns neugierig und etwas mißtrauisch begaffende Hansestadt Hamburg, in's schneeverwehte holstein'sche Land hinein.

An der Eider gab es nur eine kurze Rast. Bald knallten die ersten Schüsse, die unsere Vorhut mit den abziehenden Dänen wechselte, und erst vor Mitternacht fanden wir ernstern Widerstand. Hier erreichten mich die ersten Briefe meiner Braut, die, als echte Soldaten-Tochter, nicht nur um den Geliebten bangte, sondern auch practisch für ihn zu sorgen bemüht war. Ich weiß nicht mehr, wo alle die mir nachgesandten wollenen Socken und Unterjacken hingerathen sein mögen; ich denke mir, daß der größte Theil derselben meinen tapferen westfälischen Jungen zu Gute gekommen ist. Mitternacht war mit unserer Feld-Artillerie nicht so im ersten Anlaufe zu überwältigen; wir bogen rechts aus und gingen bei Arnis über die Schlei. In der Nacht vor dem Uebergange, — wir waren auf ein ernsthaftes Gefecht am anderen Morgen gefaßt, — hatten wir uns in den knappen Ortschaften, wie Heringe in einer Tonne, untergebracht. Ein entseßlicher Bettkasten, voll Stroh und Heu, diente mir und einem anderen Offizier zum Lager. Wir ruhten gestieft und gespornt auf dem

sehr fragwürdigen Polster und konnten natürlich nicht schlafen; draußen heulte der Wind und schüttete immer höhere Schneemassen auf das Land hernieder. Wir hatten nichtswürdigen Hunger; die Verpflegungs-Trains waren auf den ungangbar gewordenen Wegen nicht rechtzeitig herangelommen, und schon seit einigen Tagen waren wir, da auch die von den Dänen ausgeraubten Dörfer nichts mehr boten, auf unsere „eisernen“ Portionen angewiesen. Als ich so, den Wechsel der menschlichen Gescheide überdenkend, mit meinem braven Lieutenant von Dittfurth (er hat später ein schreckliches Ende gefunden, indem er bei einer Uebung in einer Strohhütte verbrannte) schlaflos auf dem Bette lag, kroch noch unser Regiments-Arzt als Dritter zu uns auf das Martergestell. Wir stöhnten, machten ihm aber schadenfroh so weit wie möglich Platz, damit auch er die Bekanntheit mit der allergeringsten Bevölkerung des überliechenden Bettstrohes machen sollte. Draußen heulte es immer kräftiger, und man hörte, wie der Wind die feinen Eiskrystalle gegen die Fenstercheiben trieb.

„Donnerwetter! welch' eine Nacht!“ begann der gute Doctor, mein alter Freund, der nun auch schon den ewigen Schlaf schläft, „was meinen Sie, Kapitän, wenn wir jetzt ein Beefsteak und eine Flasche Rothspohn hätten?“

„Wenn Sie noch mit einer einzigen Silbe so sinnbührende Bilder vor meiner Phantasie heraufbeschwören, Doctor,“ drohte ich scherzend, „so lasse ich Sie aus dem Bette holen und wegen Verjuches der Meuterei arretiren.“

„Nun, nun!“ brummte er, „ich gab ja nur Dem Ausdruck, woran wir Alle im Geheimen denken. Hunger thut weh. Bei Mitternacht wäre es jetzt viel gemüthlicher.“

„Sehen Sie lieber Ihre Instrumente und Verbandzeug in Stand, statt in Gedanken zu schlecken und zu schlammeln! Wer weiß, wen von uns Sie morgen früh unter die Finger bekommen.“

„Alles auf's Beste vorgeesehen. Ich kann jeden Augenblick beginnen. Wenn Sie selbst ein Loth Blei in die Knochen bekommen, was Gott verhüten möge, so werde ich Ihnen nach jeder Richtung dienen können.“

„Maken Sie den Teufel nicht an die Wand! Sie wollen sich wohl rächen dafür, daß ich auf Ihre Beefsteak-Phantasien nicht eingehe?“

„Um, man kann doch nicht wissen... die Dänen drüben sollen hübsch schwere Stücke in Position gebracht haben... es wird morgen nicht so glatt abgehen.“ Der Ton, in dem er es sagte, klang wirklich besorgt.

Mein Lieutenant fing laut zu lachen an. „Doctor, Sie haben doch kein Kanonenfieber?“

„Ach was! Kanonenfieber?“ wiederholte verächtlich der Arzt. „Man wird doch aber unwillkürlich ernst gestimmt, wenn man sich am Vorabend blutiger Ereignisse befindet. Ich habe soeben noch an meine Frau ein paar Zeilen geschrieben... Sie thaten wohl schon das Gleiche?“ Die letzte Frage richtete er an mich.

„Ich bin ja nicht verheirathet,“ gab ich zur Antwort. „Aber verlobt; das ist genau Dasselbe; wenigstens in unserem Falle.“

„Sie haben Recht; ich will auch noch schreiben,“ versetzte ich und schwang mich von dem abscheulichen Bettkasten, um beim trüben Scheine einer Talgkerze noch mehrere Blätter mit Schriftzügen zu bedecken.

Der Morgen dämmerte. Geräuschlos krochen wir aus unseren Hütten und sammelten uns. Eine schlaflose Nacht, kein warmes Frühstück, kaltes, dickes, ungemüthliches Winterwetter, — wäre nicht die Aussicht auf ein Gefecht gewesen, wir würden uns recht miserabel geföhlt haben.

So aber rückten wir in brennender Ungeduld vor und vergaßen über der körperlichen und seelischen Erregung alle Anbill der Kälte und des Hungers.

Wie wir an's Eis der Schlei kamen, — allgemeine Enttäuschung! Der vorsichtige Däne war während der Nacht abgezogen, und ohne einen Schuß zu thun, marschirten wir über die gefrorene Fläche und empfingen unterwegs von einer Ausgabe-Commission, die sich mit ihren requirirten Vorräthen auf dem Eise aufgestellt hatte, für jede Marsch-Section je einen geräucherten Schinken.

Das erste genießbare Fleisch seit mehreren erbarmungslosen Fasttagen! Hei, wie das den armen, verhungerten Leuten schmeckte! Der Regiments-Arzt hatte noch einen Schluck Cognac für mich übrig, und ich glaube, daß es mir an keiner Fürstentafel jemals besser geschmeckt hat, als dazumal auf meinem Marsche in's Angeln'sche Land hinein. Und nun begann ein Ausschreiten, das Einem trotz Schnee und Eis wahrhaftig warm machen konnte! In Eilmarschen wälzte sich das Heer hinter den abgezogenen Dänen her, und die Vorhut, die auf dem kürzesten Wege gefolgt war, traf noch rechtzeitig in Flensburg ein, um reiche Beute zu machen. Wir, d. h. mein Regiment, waren auf dem rechten Flügel und wurden nach Glücksburg an der Flensburger Bucht vorgeschoben.

Dieser Marsch durch das schneebegrabene, von den Dänen gänzlich ausgejogene Angeln war eine Gewaltleistung ohne Gleichen. In allerfrühesten Morgenstunde, wenn noch tiefe Finsterniß herrschte, wurde immer angetreten und bis zur sinkenden Nacht hindurch marschirt. Die Pferde gingen bis zum Bauche im Schnee. Ich war abgeseßen und schritt hinter der bahntretenden Spitze meiner Compagnie getroit zu Fuße einher. Wir machten eine Art Indianer-Marsch; Einer immer hinter dem Anderen. War die Spitze ermüdet, so wurde sie durch eine neue Section abgelöst. Die treuerzigen Bauern kamen des Abends mit brennenden Laternen stundenweit entgegen, um uns durch Schnee und Dunkel in die halb versunkenen Nacht-Quartiere zu geleiten. Und so erschöpft meine Leute auch waren, einige Stunden nach dem Einrücken gestaltete sich oft noch ein munterer Tanz auf der Tenne, zu dem meine Hornisten mit der Querpfeife oder auf einer vorgefundenen Fiedel lustig aufspielten und bei dem die frischen, drallen dörflichen Schönen die innigste Freundschaft mit den Deutsch redenden Befreiern schlossen.

An einem späten Nachmittage, — wir lagen schon in der Gegend von Glücksburg und harrten gespannt der weiteren Befehle zum Vorgehen, — hatte ich gerade meine Strandposten revidirt und schlenderte allein meinem nicht mehr fernen Dorfe zu. Ich dachte an allerlei: an den Wolf Krake, jenes feindliche Fahrzeug, das sich in der Bucht gezeigt hatte, und von dem schon ein ganzer Sagenkreis erzählt wurde; an meine ferne Braut, ob sie wohl auch richtig meine Briefe erhalten hätte; an die Möglichkeiten eines feindlichen Ueberfalles von der See her, und ob auch meine getroffenen Maßregeln einen solchen unschädlich machen würden. Es dämmerte schon; das Schneetreiben aber hatte aufgehört; ein reiner, blauer Himmel wölbte sich über mir und mir wurde beim Gehen so warm, daß ich den Paletot ausknöpfte. Wie spät mochte es wohl sein? Ich öffnete auch den Waffenrock und zog meine Uhr. Schon Fünf! und immer noch hell genug, daß man gut im Freien hätte lesen können. Wie ich die Uhr wieder in die Tasche zurückschob, tönte es neben mir:

„Schön' gut'n Abend, feiner Herr!“

Ich blickte überrascht auf und gewahrte ein Weib, halb Kind, halb Jungfrau, das wie aus dem Schnee gewachsen plötzlich vor mir stand. Die Kleidung des Mädchens war lumpig, obgleich ihr der Schmutz einer silbernen Kette nicht fehlte. Mandelförmig geschnittene Augen, aus denen es dunkel leuchtete, wie von schwarzen Diamanten; eine bronzefarbene Haut; nachtdunkles, stumpfes Haar und blühende Elfenbein-Zähne; — unverkennbar eine Zigeunerin.

„Guten Abend!“ grüßte ich zurück. „Wie in aller Welt hast Du Dich denn hierher verirrt?“

Sie lachte und zeigte dabei das ganze natürliche Geschmeide zwischen ihren rothen Lippen. „Wir sind überall zu Hause; aber jetzt Krieg, schlimmer Krieg, der uns vertreibt... wollen weiter dorthin,“ — sie deutete südwärts; — „darf ich meinem Herrn aus der Hand prophezeien?“

Mir war diese Art Bettel nichts Neues. „Nun, wenn ich 'was Gutes zu hören bekomme, will ich Dir einen Augenblick stillhalten.“ Ich zog den linken Handschuh aus und wies ihr die innere Handfläche.

Sie betrachtete die Linien derselben, hob dann den Blick und schielte lästern nach meinen Uhrgehängen, ließ den Blick wieder sinken, um auf's Neue meine Hand zu studiren, und begann endlich: „Feiner Herr hat Glück in der Liebe... hat eine Braut... schöne, feine Braut... aber Gold zieht Blei an,“ — sie blickte wieder nach meinen Uhrgehängen, — „Gold auf dem Herzen nix gut... bringt Gefahr.“

„Ei, Du Schlaupf!“ versetzte ich lachend. „Denkst Du etwa, ich werde mich dieser Dinge hier entäußern,“ — ich zeigte auf die blaue Kapsel, — „nur um den von Dir angebotenen Gefahren zu entgehen? Mein hübsches Kind, dann hast Du falsch gerechnet! Weil Du mir aber Glück in der Liebe verheißest, sollst Du einen Thaler haben.“ Ich suchte einen solchen hervor und schenkte ihn dem Mädchen. Das Geld sitzt Einem lose im Felde.

„Silber! Feines, blankes Silber!“ rief sie entzückt und betrachtete das Geldstück. „Danke, schöner Herr! Aber der Herr muß meiner Warnung achten... Gold zieht Blei an... Gold auf dem Herzen nix gut!“

„Dummes Zeug!“ brummte ich ungeduldig. „Nach, daß Du zu den Deinen kommst und laß Dich von meinen Posten nicht sehen; sie könnten Dich für einen Spion halten und festnehmen.“

Sie lachte und hüschte davon; Gott mochte wissen, wo sie ihren Schlupfwinkel hatte. Ich kehrte nach dem Dorfe zurück und war froh, als ich die schweren, schneedurchnähten Reiterstiefeln einmal wieder von den Füßen ziehen durfte. Abends um neun Uhr lud ich alle Kammer meines Revolvers, legte ihn handgerecht neben mein Bett und streckte mich zum Schlafe aus. Doch meine Vorsicht war unnöthig gewesen; es ereignete sich

nichts Besonderes; am anderen Morgen zogen wir ungestört ab, um durch Flensburg und dann weiter, nach einer allgemeinen Rechtschwungung, in das Sundewitt vor die Düppelstellung zu rücken.

Die Erinnerung ist wie ein Kaleidoskop; man dreht es nur um eines Haars Breite und das bunte Bild zerfällt, indem gleichzeitig ein neues an seiner Stelle ersteht.

Ich sehe noch die große Beerz'sche Karte von den Herzogthümern Schleswig, Holstein und Lauenburg, deren Rückseite mein braver Dittfurth mit einem System von Zahlen und Buchstaben bemalt hatte, um sie so zu einem „Tempel“ geeignet zu machen. Es war eine niedrige, muffige Stube, in der wir die Nacht zum zweiundzwanzigsten Februar verbrachten. Der Marktentender hatte uns Stearinkerzen besorgt. Eine solche brannte in einem Flaschenhalse und beleuchtete den rohen Holztisch, um den ich mit meinen Offizieren und den Kameraden einer anderen Compagnie saß. Um nicht einzuschlafen, spielten die meisten der Herren Tempel: ich versuchte, einen Brief an meine Braut zu schreiben; einige Andere plauderten über die Möglichkeit, wie man der vor uns liegenden Düppeler Schanzen bald Herr werden könnte. Alle aber rauchten und tranken ab und zu einen Schluck von einem fürchterlichen Rothweine, den der findige Marktentender auf seinen meilenweiten Excursionen irgendwo aufgetrieben hatte.

Sollte ich meiner Braut von dem dummen, zweideutigen Aussprüche der Zigeunerin schreiben? Nein! das würde sie vielleicht beunruhigt haben. Ich erzählte ihr nur, wie es mir ging, daß wir Alle zwar einen tüchtigen Katarth hätten, sonst aber in wünschenswerther Verfassung und begierig wären, endlich einmal dem Dänen scharf an die Klinge zu rücken. Als ich den Brief geschlossen hatte, öffnete ich die blaue Kapsel an meiner Uhr und betrachtete sehnsuchtsvoll das kleine Bildchen in derselben. Wie lieb und traut mich diese Augen anblickten; wie reizend dieses matronenhafte Häubchen dem jugendlichen MädchenGesichte stand!

„Die Compagnien sollen geräuschlos antreten!“ tönte es von der Stimme des Adjutanten in die qualmerfüllte Stube.

Wir fuhren auf, warfen die Cigarrenstummel fort, stülpten die Helme auf die wirren Haare und stürzten hinaus vor das Haus. Noch lag die Nacht auf dem verschneiten Gelände; aber da drüben vor uns konnten wir die dämmernde Linie der Düppeler Schanzen ganz gut erkennen. Irgend etwas mußte im Werke sein; freudig schlug uns das Herz.

„Dritte Compagnie als Avant-Garde antreten!“ befohl der Bataillons-Commandeur.

Es war meine Compagnie, der die Eröffnung des Reigens zugeordnet war. Ich schwang mich auf meine Braune und zog den Säbel. Geladen waren unsere Zündnadeln schon; so ging es ohne Aufenthalt vorwärts.

Bald hatten wir eine verschneite Straße erreicht, die zwischen Knids, jenen strauchbesetzten Erdwällen, die dort zur Einfassung der Felder dienen, auf die zehnte Schanze der Düppelstellung hinführte. An dieser Straße lag ein halb im Schnee vergrabenes Dörfchen, Namens Nachebüll. Vor demselben hatten die Dänen ihre vorgeschobenen Posten aufgestellt. Es konnte sich wohl nur um eine größere Recognoscirung handeln, denn die schwer armirten und sturmfreien Schanzen gewissermaßen durch einen Handstreich wegzunehmen, dazu war keine Aussicht vorhanden. Zudem ich diese Betrachtungen still für mich anstellte, ritt ich dicht hinter meiner Spitze auf der Straße vorwärts.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Spanisch.

Von Hans Wachenhusen.

In meinem kleinen Essay „Mehr Weib als die Anderen“ schilderte ich die Französin von heute; ich will hier von einem anderen europäischen Frauen-Typus sprechen, von der Spanierin, die ich für das glücklichste Weib unter der Sonne halte. Ihr hat nämlich der Himmel Alles gegeben, um dies zu sein, und sie ist nicht klug genug, will ich sagen, aber phlegmatisch genug, um dies nicht zu mißbrauchen. Zunächst ist ihr von der Natur das Geschenk der Schönheit gemacht worden, einer Schönheit, die eine ganz spezifische ist; denn diese bleichen Marmorgefichter mit den großen, gluthathmenden Augen, den scharfen, schön geschnittenen Brauen, den langen schwarzen Wimpern, dieser Elastizität, dieser Schmiegsamkeit, vereint mit einer gewissen Leppigkeit der Formen, dieser Ruhe des classisch geformten Gesichts, diesem unnachahmbaren Spiele der Augen, das mit der ebenso unnachahmlichen Handhabung des Fächers in seelischer Correspondenz, diesem langsamem, vornehm graziösen Gange, dieser unvermittelten Lebhaftigkeit, mit welcher sie in ihrer scheinbar philosophischen Ruhe oft plötzlich wechselt, um wieder in die Letztere zurückzufallen, — das Alles ist nur ihr eigen, und ich möchte behaupten, darin ist Eine wie die Andere, nur nuancirt durch die Provinzial-Eigenthümlichkeiten.

Als ich zum ersten Male gegen Abend den Prado in Madrid, eine der schönsten Promenaden Europas, betrat, fand ich in dem sogenannten „Salon“ eine Sammlung von Schönheiten, wie ich sie nie vereinigt gesehen; nur die Madres, die Tias und Dueñas, das heißt: die Mütter, Tanten und Vornamen, welche sie begleiten, erschienen mir wie das Unkraut im Blumenparthie, denn der Spanierin übte Mitgabe zu ihrer Schönheit ist die des schnellen Verblühens und Häßlichwerdens; aber davon sei hier nicht die Rede. Dasselbe fand ich in den Familien, an die ich empfohlen war, die sich meiner sogar etwas gewaltsam bemächtigt hatten, denn es ist spanische Sitte, den Fremden zuerst aufzusuchen, wenn der Empfänger die Ankunft desselben brieflich angezeigt. Es liegt ein Zug von Vertraulichkeits-Bedürfnis im Spanischen Wesen; der Fremde ist gleich heimlich in dem ihm fremdesten Familienkreise, er hört sich selbst von den Töchtern, den jungen Frauen des Hauses bei seinem Vornamen Don Paolo, Don Enrico angedredet, er findet sich, ohne es zu wollen, im vertrautesten Geplauder mit den Damen, empfängt von ihnen Artigkeiten unter vier Augen, die nicht zu mißdeuten des Gastes erste Pflicht ist; er sieht, wenn er zum ersten Male seinen Besuch wiederholt, die junge Frau oder die erwachsene Tochter auf dem Balcon, wie sie ihm schon mit dem Fächer lächelnd zuwinkt; er sieht sich empfangen, als sei er Jahre lang schon Freund des Hauses.

Und wenn er sich dann in diesem Kreise befindet, — einige Töchter der Nachbarschaft oder der Verwandtschaft sind auch zur Stelle, — wenn er um sich alle die zutraulich lächelnden, schwarzen Augen sieht, die nur bemüht sind, ihn zu gefallen, wenn er diesen in langen, melancholischen Tacten sich bewegenden Fächerchlag sieht, den nur die Spanierin versteht, wird's ihm bekommen, denn sie Alle verlangen dieselbe Aufmerksamkeit, Allen gebührt sie, und die Mutter, der Vater, die Tia, die männlichen Gäste, sie Alle sind von einer ungeschminkt natürlichen Artigkeit, sie sagen uns so viel Verbindliches, ohne lästig zu werden; man weiß nicht mit welcher Münze zu zahlen!

Ich spreche an dieser Stelle nur von der gesellschaftlichen Seite des National-Charakters, denn nebenbei gesagt, die Spanierin ist trägt, ihre Erziehung läßt nach modernen Begriffen viel zu wünschen, sie nimmt dieselbe im Kloster, wenn sie von guter Familie, und hat keine Vorstellung von dem, was wir von einer Hausfrau begehren. Sie ist nur schön, nur anmuthig in der Unterhaltung, die natürlich eine im Stoffe beschränkte ist; sie versteht spazieren zu gehen, zu lächeln, den Fächer zu handhaben, der ihr schon in die Wiege gelegt wird, in der Loge des Theaters zu sitzen, mit vor Aufregung glühenden Augen dem Stiergefechte zuzuschauen; was sie aber vor Allem versteht, worin sie wirklich unerreichtbar, das ist die Anmuth, mit welcher sie sich in ihrer Basquina, die Mantilla, den schwarzen Spitzen-schleier über der Stirn, in der Kirche auf die Esparto-Matte wirft und, — immer mit dem Fächer, — dem Gottesdienste beivohnt. Schade um sie nur Eins: daß eben ihre National-Tracht der französischen Mode Schritt für Schritt das Feld geräumt, daß ihr Maja-Kostüm fast nur noch auf dem Lande zu finden ist. Aber sie ist auch in dieser Mode dieselbe geblieben.

Mit diesem Kostüme sind natürlich auch die gesellschaftlichen, die häuslichen Sitten zurückgedrängt, doch findet man sie noch in den besseren bürgerlichen Häusern, wie sie ehedem waren. Die sogenannten Refrescos und Tertulias existiren noch heute, wenn auch ihre unverfälschte Gemüthlichkeit Schaden genommen. Ich will hier von einer solchen echt castilianischen Tertulia erzählen, in die mich bei meiner ersten Reise durch Spanien ein reicher Geschäftsmann, Don Estevan (er hatte noch einen sehr langen, aristokratischen Namen), hinein zog. Sein Haus war in Madrid ein hochachtbares, aber er wahrte es vor unsolider Eleganz, wie denn die Wohnungen in Spanien überhaupt weniger als die unferigen mit modernem Mobiliat überfüllt sind.

Ueber eine dunkle Treppe gelangte ich, als ich Don Estevan's Einladung folgte, an eine mit Eisen beschlagene Thür, an welcher ein Bindfaden mit einem Messingringe hing. Auf mein Schellen empfang mich eine dicke Dueña mit einem „bien venido, Señor!“ und führte mich ein. Don Estevan und seine Gattin traten mir mit echt spanischer Galanterie entgegen und zogen mich in den Salon. Ich hatte mich etwas verspätet, ward jedem Einzelnen der schon Anwesenden vorgestellt und stotterte, erschrocken über alle die schwarzen Augen der Señoritas, von denen eine ganz besonders schöne mich blendete durch die goldenen Spangen mit den Frutas de Valencia (sternartige Steine, die bei Valencia im Wasser gefischt werden) und die blühende Diamant-Rosette in ihrem Haar.

Zu meiner noch größeren Verwirrung sah ich, daß man mich wie eine Perle der Gesellschaft betrachtete, denn Alle sprachen sie nur von mir, unciens darüber, ob ich Frances, Ingles oder Aleman sei; ich danke deshalb dem Schöpfer, als man sich endlich um einen großen Tisch setzte, nicht zu einem Diner oder Souper, sondern zu einem „Refresco“, einer Erfrischung, zu welcher ich nur eingeladen war.

An diesem Tische fand ich mich zwischen gerade diese Schöne und eine Andere placirt, die, wie ich jetzt erst sah, fast noch schöner war, als jene. Man servirte, wie dies in einer Tertulia Sitte, nur Chokolade, denn der Kaffee ist weniger beliebt in Spanien; aber denke Dir, Leserin, meine Verlegenheit über das, was jetzt geschah!

Während ich den Damen einige Artigkeiten sagte, bemerkte ich, wie einige der Nachbarn gegenüber, ehe sie die Chokolade für sich anrührten, ein Stückchen Biscuit nahmen, dies in die Chokolade tauchten und es ihrer Nachbarin mit spanischer Grazie in das Mündchen steckten. Zu meiner Urruhe sah ich den Tisch entlang dies fast Alle thun, es mußte das also spanische Sitte sein, von der mir die Bücher, die ich über Spanien gelesen, kein Sterbenswort gesagt. Und jetzt kam das Schlimmste: meine Nachbarin zur Rechten hatte ihre Chokolade noch nicht angerührt, die zur Linken ebenfalls nicht. Beide schienen also gleiche Ansprüche auf meine Galanterie zu machen.

Eine ganz verwünschte Situation, in der ich zwischen dem Doppelpfeiler dieser Augen dasah, um so ärger, als auch die Damen gegenüber mich tragend anblickten, jedoch ich verzeiwelt die eigenen Augen in meine Tasse verlenkte! Welcher von Beiden sollte ich zuerst das Biscuit reichen? Mit einer von Beiden mußte ich's nothwendig verderben! Entschlossen tauchte ich also endlich das Gebäck in die Tasse, blickte auf zur Rechten, begegnete den schönen, dankbaren Augen und stopfte der Señora das Biscuit in das Rosenmündchen, die mir meine Aufmerksamkeit mit einem unvergeßlichen Blicke lohnte.

Was aber jetzt mit der Anderen machen? Ich schaute um Vergebung stehend zur Linken, aber ein Stein fiel mir vom Herzen: der Nachbar zu ihrer anderen Seite hatte in landesüblicher Artigkeit darauf gewartet, welche der Damen ich als Fremder bedienen werde, und war schon im Begriffe, ihr das

Biscuit in's Mündchen zu stecken. Berceft hatte ich sie jedenfalls, denn sie überließ mich fortan der Unterhaltung mit der Anderen.

Uebrigens ward's mir nach diesem Entrée doch leichter um's Herz. Als man mit der Chokolade fertig war, sah ich, wie man es auch mit den übrigen Leckerbissen, die servirt wurden, ganz ebenso hielt; man speiste immer erst die Nachbarin, ehe man an sich selber dachte, war gewissermaßen der Ernährer derselben, und so gewann denn auch ich Routine in dieser Fütterung, die mich immer wieder in die enge Beziehung zu diesen frischen, schönen Lippen und den lächelnden schwarzen Augen brachte, bis endlich Eis in langen, schmalen Düten aus süßem Teige und eine große Torte servirt wurden, von der mir die weiße Mignon-Hand der Nachbarin als Revanche ein Stückchen in den Mund steckte.

Wunderlich war und blieb mir diese Sitte, die, wie man mir sagte, in allen echt spanischen Familien streng beobachtet wird; aber ich gestand mir beim Nachhausegehen, nachdem man noch Guitarre und Piano gespielt, daß ich mich nie angenehmer mit einer Tisch-Nachbarin unterhalten habe, als mit dieser.

Es ist unelugbar, daß des Spaniers Volks- und Gesellschafts-Sitten alle etwas außerordentlich Liebenswürdiges und namentlich Decentes haben, und das prägt sich besonders in seinem gefelligen Verkehr mit dem zarten Geschlechte aus. Eine Dame zu berühren, vermeidet er auf's Strengste selbst da, wo das bei uns unerlässlich ist, z. B. beim Tanze. Manche meiner jungen Leserinnen werden mich für einen geschmacklosen Menschen halten, wenn ich sage: die spanischen Nationaltänze haben unserm deutschen Rundtanz gegenüber etwas unendlich Graziöses, ich möchte sagen Ademisches, denn sie leisten gerade das, was der Tanz zeigen soll, die Anmuth der Körperbewegung.

Kein Tänzer wird in jenem Lande seine Tänzerin berühren, während wir die unterige umschlingen und mit ihr in wildem Eifer über das Parquet jagen. In allen Nationaltänzen, dem Bolero, fandango, El Ole, Jambateado, Jota, Manchega, und wie sie heißen mögen, bemühen sich die Paare, sich gegenseitig durch Grazie in Bewegung der Glieder zu überbieten, und die Spanierin trägt auch nicht unsonst die Kastagnetten in den Händen, auch nicht nur, um sich selbst den Tact zu schlagen; ohne sie würde der Arm unschön durch die Luft fahren; das darf er nicht, und das weiß selbst das gewöhnlichste Bauernkind. Auf der Wiese vor Madrid sah ich eines Tages, — es war das Fest des heiligen Isidoro, — eine ganze Wagenburg, mit Teppichen behangen, aufgeföhren. Man tanzte hinter derselben in der ungebundensten Heiterkeit. Ein Dudelsack-Pfeifer und einige blinde Guitarre-Spieler waren das Orchester, und die Letzteren improvisirten dabei die originellsten Verse. Der Tanz hatte eben begonnen: ein paar niedliche, äppige Majas in ihrer Volkstracht, in Basquina und Mantilla, traten auf den grünen Plan, die Kastagnetten in den Händen, und blickten lächelnd über die im Grase Lagernden. Ein paar Majos, junge, lustige Burche, standen ihnen schnell gegenüber, die Mädchen banden den Shawl, über welchem gewöhnlich noch ein kleines Tuch um den Hals hängt, auf den Hüften um das silberbesetzte Nieder zusammen, die reizende Mantilla ward zurückgeschlagen, die Kastagnetten wurden an den Fingern befestigt, und jetzt begann ein leidenschaftliches und dennoch anstandsvolles Schaukeln des Oberkörpers, eine runde, weiche Bewegung der Arme, während die jungen Gesichter, die schwarzen lustigen Augen vor Freude lachten. Keiner der Tänzer überührte seine Maja; die blinden Guitarre-Spieler sangen ihre improvisirten Verse von dem Glück der Jugend, während sich immer neue Paare aufstellten und die Umherlagernden den schönsten der Tänzerinnen Worte der Anerkennung und Bewunderung zuriefen. Und wie sie bezaubernd waren, diese Majas, in ihrem kindlichen Uebermuth! Mein Begleiter trug eine Rose im Knopfloche; eine von ihnen machte ihm im Tanze allerlei scherzende Zeichen, und als er sie durchaus nicht verstehen wollte, sprang sie, ohne den Tact des Tanzes zu veräumen, auf ihn zu, nahm die Rose, steckte sie mit schelmischem Nicken in den Mund und tanzte weiter. Alles spanisch, liebe Leserin, aber von wunderbarer, nachahmenswerther Anmuth! —

Nachdruck verboten.

Ein- und Ausfälle.

Von Emil Pechkau.

Das Gold kann die Welt nicht münzen. Es muß wenigstens Kupfer dabei sein.

Die Sorge gleicht der ertnaischen Schlange. Man freut sich, ihr endlich den Kopf abgeschlagen zu haben, und hundert neue wachsen an seiner Stelle hervor.

Es gäbe viel mehr glückliche Menschen, — wenn Alle den Muth hätten, glücklich zu sein.

Die Armen haben den Hunger, die Reichen — die Dienstboten.

Es giebt eine Musik, die noch süßer und ergreifender ist, als jene Mozart's und Beethoven's. Wenn dein kleiner Pausbade-Engel ruft: „Papa — Mama!“

Man kommt vielleicht ohne ihre Tugenden mit den Menschen aus, — aber nicht ohne ihre Lasten.

Sprich von Jemandem Gutes, und du wirst zumeist nur Zweifler finden. Sprich Schlechtes von ihm, und sie glauben dir Alle.



Interesse für deutsche Geistesjünglinge hegt, unsere Sprache nicht in vollem Maße beherrscht, um ein klassischer Vermittler zwischen der deutschen und der italienischen Literatur zu werden.

Wie Giosuè Carducci versteht auch Lorenzo Stecchetti gegen alles Conventuelle in der Poesie seine scharf zugespitzten Pfeile. Leider ist die Muse des Dichters, obgleich dieser, am 4. October 1845 zu Fiumana in der Nähe von Forlì geboren, sich im kräftigsten Mannesalter befindet, in den letzten Jahren verstummt, sodaß ich nicht ohne eine melancholische Regung in diesen Herbsttagen des mit dem Verse „Quando vedrai cader lo foglio morto“ beginnenden schönen Sonetts des Dichters eingedenk, in italienischen Blättern lesen konnte, Stecchetti oder vielmehr Olindo Guerrini, wäre zum Bibliothekar zweiter Klasse „befördert“ worden. Wie wenig im Einklange mit solcher Auszeichnung stand die schelmische Kriegeslist, mittelst der Guerrini sich selbst seiner Zeit unter dem Pseudonym Lorenzo Stecchetti in die italienische Literatur einfuhrte, indem er den Dichter der „Postuma“ als todt bezeichnete. „Er liegt auf dem Friedhofe seines Heimathsortes begraben, unter der fünften Cypressen zur Linken des Einganges. Der Leichenstein enthält als Inschrift nur Namen und Daten.“ In Wahrheit lebt Guerrini-Stecchetti in voller Gesundheit heute noch zu Bologna, woselbst ihm gerade in diesen Tagen sein Advancement in der Beamtenhierarchie zu Theil geworden ist. Ein neuer Band Gedichte wäre allen Freunden der italienischen Literatur erwünscht gewesen; die Vorwürfe, welche Stecchetti in den Versen: „A Giosuè Carducci“ dem Autor des „Inno a Satana“ macht, er schlafe, während doch der Schlachtruf laut erschalle, gelten jetzt dem Verfasser der „Postuma“ und der „Nova Polemica“ in weit höherem Maße. Ein Meister auf dem Gebiete der satirischen Dichtung und der Selbstironie, würde er keineswegs des Stoffes für geharnischte Sonette und der Widersacher ermangeln. Wie schneidig führte Stecchetti den Mailänder Dichter Felice Cavallotti ad absurdum, als dieser, aus seinem blauen Wollentuchdudum heraus, den modernen Realismus beschuldete, der keineswegs mit dem farbenblinden, nur das Häßliche erkennenden Naturalismus verwechselt werden darf! Ist es doch in diesem Augenblicke gerade schwierig, gegen denselben Felice Cavallotti vom italienischen Standpunkte aus die Satire nicht zu schreiben! Hier müßte auch das Sonett im Sinne Müllers zum geharnischten werden, da Cavallotti in einer Zeit, in welcher die Eifersucht der Franzosen auf das nach der Lösung seines Königshauses „Sempro avanti, Savoia!“ müßig auf- und fortstrebende Italien fortdauernd wächst, den traurigen Muth besitzt, um die Gunst Frankreichs in Wort und Schrift zu bühnen, zugleich aber die großen Männer des eigenen Landes herabzusetzen.

Stecchetti ist keineswegs nur seiner scharfen Polemik wegen gefürchtet; auch wäre es durchaus verfehlt, seine künstlerische Eigenart lediglich in seinen mit Ironie und Sarkasmus stark durchdrachten Liebeseposien zu erblicken; vielmehr finden wir in den „Postuma“ sowie in den „Nova Polemica“ zahlreiche Perlen wahrer Empfindung, die aus dem tiefsten Grunde des eigenen Herzens zu Tage gefördert sind. Können wir uns bei der Lectüre der an eine ganze Reihe von Frauengestalten gerichteten Liebesgedichte der Annahme nicht verschließen, daß Stecchetti, wäre es auch nur, um die „Philister“ zu ärgern, mit seinen Abenteuern prahlt, so schlägt er doch nach meinem Gefühle dann echte Herzensteine an, wenn er z. B. in dem schwermüthigen Sonett:

„O bianche nubi che nel ciel turchino“

mit seinem Sohne poetische Zwiesprache hält. Da Paul Henze, dem wir die vorstehende Uebersetzung der oben angeführten Ode Carducci's: „Auf dem Bahnhof“, sowie einer Anzahl Poesien Stecchetti's verdanken, das erwähnte Sonett nicht wiedergegeben hat, lasse ich hier meine Uebersetzung dieser Verse folgen:

„Am blauen Himmel weiße Wolken jagen,
Wie woll'ne Flocken jäh vom Wind getrieben;
Mein Kind sieht sinnend zu, wie sie zerfliehen,
Mir aber will das Herz vor Weh verzagen.“

Was zwingt mich nur, die Augen aufzuschlagen
Zum Aetherblau? Erfüllt von Sehnsuchtsdriven,
Die ungestillt mir noch im Herzen blieben,
Wächt' ich die Sphing nach unsrer Zukunft fragen.“

Doch, liebes Kind, die Weltenräthselfragen
Ergründen, ist den Wolken nicht gegeben,
Und ob ein Gott ist, können sie nicht sagen.“

Wie bald, mein Junge, scheid' ich aus dem Leben,
Fein Haut, jetzt blond, wird Silberlocken tragen;
Den Schatz der Wahrheit werden wir nicht haben.“

Während unter den modernen Kritikern Italiens die als „verismo“ bezeichnete realistische Richtung weit überwiegt, bestehen auf dem Gebiete der Roman- und Novellenliteratur die alten Gegensätze fort, ohne daß die eine oder die andere Partei bisher behaupten könnte, den Sieg errungen zu haben. Salvatore Farina, dessen gemüthvoller Novellenzyklus „Mio figlio!“ in einer ausgezeichneten Uebersetzung von Ernst Dohm und Hans Hoffmann vorliegt, darf, trotz seinen anschaulichen Schilderungen des wirklichen Lebens eher den Idealisten zugezählt werden. Wenn aber Idealismus und Optimismus in der zeitgenössischen Romandichtung sich zumeist decken, so darf ich darauf hinweisen, wie Fremd Farina selbst in einer mir zugesendeten autobiographischen Skizze seine Welt- und Lebensanschauung aufzufaßt. „Man sagt von mir,“ heißt es in dieser Skizze, „daß ich Optimist sei, weil ich fast niemals niedrige Charaktere schildere. — Dies ist jedoch ein Irrthum; ich bin eher Pessimist als Optimist, falls „Optimist sein“ nicht heißt: die Ueberzeugung hegen, daß die menschliche Seele ein Mischung von Gut und Schlecht sei. So durchdringe ich das Herz, um das Gute zu finden, sobald ich aber eine Schwäche wahrnehme, verhehle ich sie keineswegs. Was die wirklich erbärmlichen Charaktere betrifft, so erscheinen sie mir nicht so „künstlerisch“ wie die guten und noch weniger als die schwachen. Deshalb vermeide ich jene, und ich vermeide sie auch deshalb, weil mir ihre Gesellschaft mißfällt; eine Person muß eben ganze Monate hindurch Tag und Nacht mit mir zusammenleben, ehe sie in einer Novelle zur Darstellung gelangt. So ist meine Beichte zu Ende.“

Der Idealismus Salvatore Farina's ist von demjenigen Antonio Fogazzaro's wesentlich verschieden. Darf doch der Letztere unbedenklich als ein entschiedener Vertreter der spiritualistischen Richtung angesehen werden. Wenn Farina unter dem Gesamttitel „Si muore“, „Man stirbt“, eine neue Reihenfolge von Erzählungen begonnen hat, so will er sich in diesen von dem Grundgedanken leiten lassen, welche Rolle im menschlichen Leben der Gedanke an den Tod spiele; Fogazzaro dagegen läßt seinen Helden im jüngsten Romane „Il mistero del

poeta“ in geistiger Beziehung zu der todt geliebten Frau bleiben. Er muß denn auch diesen Helden gegen den Vorwurf des Spiritismus ausdrücklich mit dem Hinweise verwahren, daß es sich bei einem solchen Verkehr um Geister-Kundgebungen handle. Der Held vertritt deshalb, es bedürfte keiner neuen Lehre, um an das Fortleben der Seele und an unsere Beziehungen zu denjenigen zu glauben, welche aus dem irdischen Leben geschieden sind. Wie lehrt sich nun auch die Welt- und Lebensanschauung Antonio Fogazzaro's von derjenigen Salvatore Farina's unterscheiden mag, ist ihnen doch Beiden eine rührende Herzensebendheit eigen, mit der sie ihre eigenen Werke beurtheilen. Andererseits machen sie Beide Front gegen den „verismo“, der, ohne jedoch in rohen Naturalismus auszuarten, in den Romanen und Erzählungen des Sicilianers Berga und der Neapolitanerin Matilde Serao in die Erscheinung tritt.

Der Rahmen dieses ersten über hervorragende Erscheinungen der modernen italienischen Literatur kurz orientirenden Aufsatze würde jedoch weit überschritten werden, wollte ich hier das gefamete Wirken dieser Dichter und Erzähler auch nur mit annähernder Vollständigkeit zu würdigen suchen. Um aber die Leserin in den Stand zu setzen, aus einer Vergleichung die bei allen spiritualistischen Anwendungen doch nicht weltfremde Eigenart Fogazzaro's, ebenso wie diejenige Matilde Serao's, einigermaßen zu erkennen, lasse ich hier zwei Stellen aus ihren jüngsten Erzählungen folgen. In dem in autobiographische Form gekleideten Romane „Das Geheimniß des Dichters“, ist der Held seiner Angebeteten nach Deutschland nachgereist; wir sehen ihn in einer Mondnacht zu Tisch. „Ich dachte an eine ferne Zukunft,“ heißt es in der Schilderung, „eine Zukunft, in der ich mich dieser Nacht voll leidenschaftlicher Erregtheit, dieses Mondglanzes, der Springbrunnen und der leicht vom Winde bewegten Pflanzen, des Anblickes der für mich fremdartigen Häuser erinnern würde. Auf dem Hofmarkte vernahm ich Klang und Gesang. Die Nacht war so hell und ruhig; ich hoffte, Violet würde sich am Fenster zeigen. Ich sah jedoch Niemanden. Dagegen sang ein Bariton in abscheulicher Weise etwas von Wagner, und dann trug eine frische Stimme anmuthig das „Heidenröslein“ von Schubert vor, das ich bereits an einem milden November-Nachmittage inmitten der letzten Rosen meines italienischen Hügel's hatte singen hören. Damals hatten die schlichte Poesie Goethe's, die einfache Musik Schubert's in Verbindung mit ihrer Sorglosigkeit voll von verhaltener Melancholie mir das Herz zusammengeknüpft; jetzt verurthete sie mir einen krampfhaften Schmerz der Eifersucht, jetzt rang ich die Hände, weil das süße Röslein auf der Heiden, die „rosetta della landa“ in meinem Geheimnisse mit meinem Röslein, mit dem Röslein der bitteren Geschichte sich vermischte. Knabe sprach: ich breche Dich, Röslein auf der Heiden! Röslein sprach: ich steche Dich. Arme Rose! Welches Verlangen hatte ich, sie zu küssen, sie an mich zu pressen, ihr wehe zu thun und zu klagen: Röslein, Röslein, mein Röslein, ach, nicht Röslein roth, sondern bleiches Röslein! Ich konnte das Lied nicht bis zu Ende anhören und eilte davon.“

Ein Hauch deutscher Romantik, „mondbeglänzter Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält“, weht uns aus dieser von tiefer Empfindung zeugenden Darstellung entgegen. Ein anderes Symbol stellt die Rose in einer neapolitanischen Skizze dar, die in dem jüngsten Buche Matilde Serao's: „All'erta sentimentale“ enthalten ist. Wie realistisch wird uns daselbst südländische Leidenschaftlichkeit zur Anschauung gebracht, wie verständlich wird uns in dieser weichen Lust die Verweidlichung der Charaktere! Ein Genrebild genügt in der Skizze „Torno secco“, die verschiedenen Figuren in einem solchen „Milieu“ plastisch hervortreten zu lassen. „Als die Besperglocke schwieg,“ heißt es, „zog ein ambulanter Verkäufer über den Platz, hielt in der Mitte, breitete seine Waaren aus und verkündete deren Namen. Er verkaufte Rosen, Wairosen. Es war kein Ausrufen, sondern eine Art Gesang, ein langhingezogener, melancholischer und zugleich wollüstiger Gesang, der gewissermaßen von Schönheit und süßem Dufte gesättigt war. Er sagte nur, daß die Rosen schön wären, daß sie schön wären die Rosen, nichts weiter, aber er brachte es mit einer so sentimentalen Wollust vor, daß Traurigkeit und befriedigte Leidenschaft mit einander zu verschmelzen schienen. Trotzdem wurde Niemand an den Fenstern gesehen, deren Jalousien noch gegen die Sonne verriegelt waren, Niemand befand sich an den Thüren der Läden, die zum Schutze gegen die bereits zur Sonnenhitze gewordene Maihitze halbgeschlossen waren. So blieb der Platz am Rai-Nachmittage völlig verlassen. Dreimal sang der Rosenverkäufer inmitten dieses Stillstehens, dieser Einsamkeit sein melancholisches Lied, indem er zu den Fenstern emporblickte, während die Rosen in zwei Körben ihm zu Füßen lagen, und er verkündete, wie schön die Rosen wären.“ Matilde Serao ist, wie alle ihre Schriften befunden, nicht nur eine mit scharfer Beobachtungsgabe ausgestattete, sondern auch eine phantastische Dichterin. In dieser Hinsicht unterscheidet sich überhaupt, wenigstens in der Mehrzahl der Fälle, der italienische „verismo“ von dem Naturalismus Emile Zola's oder dem Impressionismus seiner minder talentvollen Nachbeter. Bei der Beurtheilung moderner italienischer Geistesjünglinge empfiehlt es sich aber vor Allen, zu prüfen, ob sie Ursprünglichkeit befehlen oder die französische Schablone verrathen. Diese Ursprünglichkeit schließt nicht aus, daß auch die italienischen Dichter und Schriftsteller Fählung mit der Literatur der übrigen Nationen begehren müssen, wenn anders sie das Ziel nicht aus den Augen verlieren wollen: künstlerisch vollendetes Material für die Weltliteratur zu liefern.

Rachdruck verboten.

Aus der Petersburger Gesellschaft.

Petersburg, Anfang November.

In der ganzen vornehmen Gesellschaft machte vor etlichen Wochen die Erhebung der Gräfin Beauharnais zur Herzogin von Leuchtenberg das größte Aufsehen und gab zu den verschiedensten Gerüchten Veranlassung. Die neue Herzogin ist eine Schwester des bekannten Generals Skobelew. Vor etwa zehn Jahren heirathete sie einen Vetter des jetzigen Kaisers, den durch seinen Leichnam bekannten Herzog Eugen von Leuchtenberg, der von dem Stiefsohne Napoleon's, dem Vicomte Beauharnais, abstammt, und erhielt damals diesen französischen Adelsnamen. Hatte Fräulein Skobelew sich schon als Mädchen keines übertrieben guten Rufes erfreut, so gab sie alsbald nach ihrer Vermählung der Gesellschaft reichen Stoff zu allen möglichen, mehr oder minder prickelnden Erzählungen,

und die schöne, verführerische Gräfin Beauharnais bildete die lebenswertheste Erscheinung der vornehmen Welt Petersburgs. Sie wie ihr Gatte führten ein geradezu zügelloses Leben und geriethen bald in Schulden, bis ihnen der Tod des Panlawisten-Helden Skobelew wieder einigermassen half, da die Gräfin etwa eine Million Rubel von dem Bruder erbt, der in seinen verchiedentlichen Kriegszügen seinen Geldbeutel reichlich gefüllt hatte. Aber lange hielt diese Summe nicht vor, und bald waren die Schulden größer als ehedem; die Gräfin erschien stets in den kostbarsten Trachten, um die sie alle Damen Petersburgs beneideten, in dem glänzendsten Schmucke; aber keine Schneiderin, kein Juwelier, kein Handwerker wurde bezahlt. Ihr Gemahl, der Herzog Eugen, Fürst Romanowski und Kaiserliche Hoheit, trieb es noch ärger, und allgemein wurde dem Zusammenbruche des glänzenden Haushaltes entgegengesehen. Da verbesserten sich auf einmal die Verhältnisse in ungewohnter Weise. Der schöne Großfürst Alexei, der zweite Bruder des Kaisers, interessirte sich für die Gräfin; zugleich wurde bekannt, daß der über ein riesiges Vermögen verfügende Großfürst dem Ehemann die Schulden bezahlte. Trotzdem Jedermann diese Verhältnisse kannte, trotzdem man wußte, daß die bacchantischen Feste im Palais Alexei oder die Vergnügungen in Paris und Biarritz geradezu allen Begriffen von Anstand spotteten, blieb die Gräfin doch der Mittelpunkt der leichtsinnigen Damenwelt in der vornehmen Gesellschaft. Es erregte vielen Anstoß, daß im vorigen Jahre die verschiedensten Doppelbilder der gleichfalls sehr schönen Großfürstin Maria Pawlowna (Wladimir) und der Gräfin Beauharnais öffentlich am Newski-Prospect ausgestellt waren, und der Großfürstin schadete dies sehr. Bald erzählte man sich auch, daß Großfürst Alexei nicht mehr der einzige Begünstigte sei, und schließlich wurde es Thatsache, daß die schöne Gräfin auch den Zaren in ihre Nege zu ziehen versuchte, ein Bemühen, welches allerdings völlig vergebens blieb, da es an den festen Grundfäßen des Zaren und, wie die Welt meinte, auch etwas an dem scharfen Auge der auf ihre Rechte besonders eifersüchtigen Kaiserin scheiterte. Aber die Auge, Lucretia Gräfin, deren Streben war, anerkanntes Mitglied der kaiserlichen Familie zu werden, in welche sie durch ihren Mann zu gehören vermeinte, wußte sich die Gunst eines neuen Mächtigen zu erwerben, wenngleich in anderer Weise, als sie es bisher gewohnt war; sie umgarnte durch ihre Reize keinen Anderen, als den Procurator des „Heiligen“ Synods, den bekannten Verfolger der evangelischen Kirche, Pobjedonozzew, von dem man, das Aeußere betreffend, mit Schiller's Ferdinand jagen kann: „Ein Kerl, mehr gemacht, von Sünden zu entwöhnen, als dazu anzuregen“. Wenngleich der Ruf des ascetisch-strengen Procurators durch die schöne Gräfin keinen Schaden litt, so wurde Pobjedonozzew doch ihr begeisterter Anhänger, und er allein ist es, der durch seinen unbegrenzten Einfluß beim Zaren es vermochte, diesen dazu zu bringen, daß er der Gräfin den gleichen Namen wie deren Gemahl gab, wenngleich sie nur „Hoheit“, nicht „Kaiserliche Hoheit“ und auch nicht Fürstin Romanowska wurde. Die neue Herzogin gehört jedoch nunmehr zur kaiserlichen Familie, und selbst die nachsichtigsten Beurtheiler derartiger Verhältnisse und die glänzendsten Verehrer Skobelew's geben zu, daß dies geradezu ein öffentlicher Skandal sei, der entschieden dazu beitrage, das Ansehen der kaiserlichen Familie herabzusetzen. Allgemein wunderte man sich, daß die Kaiserin nicht in dieser Angelegenheit ihre in allen Hoffragen sonst so allmächtige Stimme erheben, um diese Ernennung zu verhindern.

In der ausländischen Presse findet man oft die Ansicht verbreitet, die Kaiserin habe großen Einfluß in der Politik. Ganz läßt sich dies nicht abstreiten, und man kann sogar sicher annehmen, daß sowohl ihre, als auch ihrer Schwester, der Prinzessin von Wales, Stimme, eine Schwägerin, die der Zar sehr liebt, auf seine persönlichen Beziehungen zur preussischen Königsfamilie von nicht gütlichem Einflusse ist; denn beide Schwestern haben, als dänische Fürstinnen, das Jahr 1864 noch weniger vergessen, als ihre Eltern. Jergendwelchen ausschlaggebenden Einfluß hat die Kaiserin jedoch in politischen Fragen größerer Bedeutung nicht, und sie hütet sich auch, solchen zu versuchen, da sie wohl weiß, daß der Zar in dieser Beziehung nicht beeinflusst sein will, obwohl ihn leider seine deutschfeindlichen, panlawistischen Rathgeber, ihm unbewußt, stark beeinflussen. Dagegen ist der Einfluß der Kaiserin in allen die Hofgesellschaft betreffenden Fragen unbegrenzt; alle Ernennungen, Einladungen und sonstige ähnliche Fragen gehen durch ihre Hand, und sie hat dabei so ihren Kopf für sich, daß sie keines Anderen Eureda duldet. Ein schlagendes Beispiel der neuesten Zeit beweist dies. Es ist bekannt, daß in Rußland der Uebertritt von der griechisch-katholischen Religion in eine andere mit Verbannung nach Sibirien bestraft wird; lebt der Betreffende im Auslande, so sind ihm die Thore Rußlands für immer verschlossen. Vor längerer Zeit trat nun eine der ersten Damen der Petersburger Gesellschaft, Fürstin Galizin, die mit der Kaiserin in befreundeten Beziehungen stand, in Rom zum katholischen Glauben über, was damals in den Petersburger Gesellschaftskreisen das peinlichste Aufsehen erregte. Die Fürstin war natürlich aus Rußland verbannt. Vor zwei Jahren wurde die Stelle einer Oberhofmeisterin an dem Hofe des streng-orthodoxen Großfürsten Sergei, dem vierten Bruder des Kaisers, frei und sollte, auf besonderen Wunsch des Großfürsten, durch eine bestimmte Persönlichkeit ersetzt werden. Aber zu Aller Stutzen las man plötzlich, daß die katholische Fürstin Galizin in Fredensborg in Dänemark vom Zaren empfangen worden sei, was ohnehin als ganz besonders seltene Auszeichnung gilt, und kurze Zeit darauf war sie Oberhofmeisterin am Sergei'schen Hofe. Dem bestimmten Wunsche der Kaiserin war auch in diesem außer-gewöhnlichen Falle Genüge geleistet worden. Trotz ihres anscheinend so lebenswürdigen Charakters und ihres liebreizenden Keufers wird die Kaiserin von ihrer Umgebung und in Hofkreisen sehr gefürchtet, denn man weiß, daß, wer einmal ihre Gunst verlor, diese sehr schwer wiedergewinnt, und oft genügt hierzu die kleinste Unvorsichtigkeit; ist ihre Empfindlichkeit durch irgend etwas gereizt, so vergiebt sie nur schwer. Aber auch in der kaiserlichen Familie selbst ist sie gefürchtet. Mit ihren beiden jüngsten Schwägerinnen, den Gemahlinnen der Großfürsten Sergei und Paul, steht sie sich sehr gut; namentlich liebt sie Letztere, ihre Nichte, die Tochter ihres Bruders, des Königs Georg von Griechenland, fast wie ihr eigenes Kind. Dagegen steht sie der Großfürstin Wladimir sehr kühl gegenüber und hat der schönen, ehemals medlenburgischen Fürstin schon vielen Verdruß bereitet und ihr ihre Stelle erschwert. Man ist wohl von der Wahrheit nicht allzuweit entfernt, wenn man annimmt, daß hierbei weibliche Eifersucht und Empfindlichkeit eine wesentliche Rolle spielt, denn die sieben Jahre jüngere Schwägerin machte bereits der Gattin des Thronfolgers, mehr aber noch der jugendlichen Kaiserin den Schönheitspreis in gefährlicher Weise streitig. Noch vor wenigen Jahren

ernte die ihren Gemahl, den Großfürsten Wladimir auf dessen Besichtigungstour nach den baltischen Provinzen und Polen begleitende Großfürstin Maria Pawlowna wahre Triumphe, welche in Peterhof durchaus nicht gefielen. Das Ergebnis dieser der Schönheit dargebrachten Huldigungen war, daß ein kaiserlicher Befehl der Großfürstin verbot, künftig ihren Gemahl bei dessen dienstlichen Reisen zu begleiten. Derartige, die Großfürstin berührende Fälle lassen sich noch mehrere anführen. Keinerlich besteht übrigens zwischen beiden Schwägerinnen das herzlichste Verhältnis.

v. A.



Rachdruck verboten.

Bei der Vogelhändlerin. Von Anton Müller. Siehe das Bild, Seite 201. — Nirgends in der Welt, selbst nicht in dem Paradies der glücklichsten Nation der Welt, kann es wohl bunter und lärmender hergehen, als in so einer Vogelhandlung. Das schnurrt und surrt, und kreischt und pfeift, und hüpfet und pickt, daß dem dieses Schauspieles Ungewohnten bald Hören und Sehen vergeht. Die drei Personen aber, welche wir auf unserem Bilde vor uns sehen, scheinen den Lärm schon gewohnt zu sein. Das erkennen wir sowohl an dem stillen, zufriedenen lächelnden Blicke der Frau, wie auch an dem kritischen Remerblende des alten Herrn. Es muß wohl ein seltenes Paar sein, welches die Beiden beschäftigen, denn ihr Interesse an demselben scheint ein ganz besonderes zu sein. Jedenfalls wird der Käufer nicht gar zu billig davon kommen, denn man sieht es der Händlerin an, daß sie den Werth ihrer Waare kennt, sonst würde ihr Blick nicht so liebevoll darauf verweilen. — Das kleine Mädchen füllt unterdessen die Kaninchen; hoffen wir, daß sie nach Abschluß des Geschäftes eine gute Bonbons für ihre Wohlthätigkeit erhält.

Adagio con solante. Von G. von Hüßlin. Siehe das Bild, Seite 204 und 205. — Wo mögen die Gedanken der Beiden weilen? — In der stillen Klosterzelle sicherlich nicht. Sie sind hinausgeflogen in die lachende Welt da draußen, deren helles Licht so verlockend durch die geöffneten Fensterläden hereinströmt. Das geblühte Paar des frommen Vaters läßt auf ein langes Leben schließen. Seine Gedanken weilen wahrscheinlich in der ferneren Jugend, die mit ihren Stürmen schon so lange hinter ihm liegt. Er hat überwunden, für ihn giebt es kein Bangen und Zweifeln mehr, und darum quillen die Töne klar und mild, dem Bilde seiner Seele gleich, unter den Saiten hervor. Aber wohin mögen sie die Seele der schönen jungen Novize geführt haben, die leise, ohne daß der in sein Spiel Vertiefte es merkte, durch die geöffnete Thür hereingetreten ist und nun, von dem Pfeiler verdeckt, dem Spiele lauscht? — Wir müssen es der Phantasie unserer Leserinnen überlassen, sich nach ihrem eigenen Gefühle eine Geschichte ihres Lebens zu erfinden. Das wunderbare Bild weckt eine solche Fülle von Gedanken und Empfindungen in der Brust des Beschauers, daß es ein nutzloses Beginnen wäre, wollten wir einzelne derselben hier besonders fixieren.

Dagobert von Gerhardt (Gerhard von Amynor). Siehe das Portrait, Seite 208. — Es mag kaum ein Dutzend Jahre her sein, da erregten zwei nicht allzu umfangreiche Bücherchen in literarischen Kreisen und bei der öffentlichen Kritik ein gewisses Aufsehen. Sie hießen „Dyphononbrüche Plaudereien“ und „Randglossen zum Buche des Lebens“, und als Autor derselben zeichnete Gerhardt von Amynor. Man war von vornherein nicht im Zweifel darüber, daß dieser klangvolle Name nur ein Pseudonym, aber man zerbrach sich vergeblich die Köpfe darüber, wer der eigentliche Verfasser der beiden Werke war, die durch ihren tiefen geistigen Inhalt und ihre philosophische Gedankenfülle so hoch aus dem Wust der Tages-Literatur hervorragten. Da erschien 1878 unter dem gleichen Autornamen ein längeres herrliches Epos, dessen lyrische Einströmungen wahre Perlen der Dichtkunst genannt werden konnten. — Peter Duidam's Rheinfahrt. — in einer unserer bedeutendsten Zeitschriften und jetzt erfährt man endlich, daß hinter dem voll klingenden Pseudonym sich ein — preussischer Offizier, der Major von Gerhardt, verbarg. In unseren Tagen gehört es nun allerdings nicht mehr zu den Seltenheiten, daß ein Jünger des Mars sich auch auf literarischem Plane den Lorbeer holt, — gar viele unserer besten und ersten Schriftsteller haben anfänglich statt der Feder den Säbel geführt, — aber der philosophische Grundzug, der durch die bisher erschienenen Werke Amynor's ging, ließ vermuthen, daß der Verfasser jedem anderen Berufe eher angehören könne, als gerade dem nüchternen, practischen, wenn auch durchaus nicht unpoetischen, so doch eine philosophische Geistes-Entwickelung, wie man uns zugeben wird, recht wenig unterliegenden Offiziers-Stande. Die großen Erfolge der ersten Veröffentlichungen Amynor's machten die Redactionen und Verleger auf das neu aufgetauchte bedeutende Talent aufmerksam, — und nun erschien in rascher Folge eine Reihe weiterer Arbeiten aus der Feder des unermüdetlich schaffenden und von einem so edlen und erften Streben erfüllten Autors, wie es in unserer, die raschen Augenblicks-Erfolge bevorzughenden Zeit nicht hoch genug anerkannt werden kann. Neben „Peter Duidam's Rheinfahrt“ entstanden die Gedichtsammlungen „Vieder eines deutschen Nachwächters“ und „Der neue Romanero“, sowie das große, formensichere, von echt religiösem Geiste durchglühte Epos „Ein Priester“. Feuilletonistisches, kurze Skizzen, geistreiches Geplänkel über allerlei Zeitfragen und Essays mancherlei Art fanden in den Büchern „Auf der Bresche“, „Eine moderne Abendgesellschaft“ und „Für und über die deutschen Frauen“ Aufnahme, — das Hauptgebiet der schöpferischen Thätigkeit Amynor's aber sollte für die Folge das Epos in Prosa, der Roman, werden.

Mit der vierbändigen Erzählung „Das bist Du“, einem Spiegelbilde der Gegenwart, eröffnete Amynor die stattliche Reihe seiner Romane. Diesem groß angelegten, von starker sittlicher Kraft durchwehten Zeitgemälde folgte der bereits in dritter Auflage vorliegende Roman „Frauentob“, ein Mainzer Kulturbild aus dem XIII. und XIV. Jahrhundert, sowie der Roman aus dem alten Berlin „Gerke Sutmehne“, der seiner patriotischen Tendenz halber vom Kultusminister den Volksbibliotheken und Schulen zur Anschaffung empfohlen wurde. Zeitfragen von einschneidender Bedeutung behandeln die Romane „Vom Buchstaben zum Geiste“ und „Eine heilige Familie“, während „Die Sisselis“ ein farbenreiches Sittengemälde aus dem Residenzleben unserer Tage bieten. Neben diesen großen Romanen hat Amynor im Laufe der Jahre noch zahlreiche Novellen-Sammlungen veröffentlicht, von denen hier nur die vor Kurzem erschienenen: „Venz und Raubreif“ angeführt werden mag.

Gerhard von Amynor gehört seit Jahren zu den treuesten Mitarbeitern unseres Blattes, und es wäre schlecht angebracht, wollten wir des Lobes voll über Einen urtheilen, der uns nahe steht. Immer wieder aber kann bei der Beurtheilung dieses Schriftstellers gar nicht gebührend genug der sittliche Ernst und die vom Geiste schönsten Christentums getragenen Tendenzen hervorgehoben werden, die alle Werke Amynor's auszeichnen. Er gehört, und das muß betont werden, zu den Wenigen, die den Reigungen der großen Menge nie Concessionen gemacht haben, — und daß er sich dennoch so schnell und in so hohem Maße die Gunst des Publicums erobert hat, mag als ein Beweis dafür gelten, daß der gute Geschmack und der Sinn für das ästhetisch Schöne, Abgekürzte und Reine trotz aller Gegenströmungen doch noch Sieger geblieben ist bis heute. Und noch einen weiteren Beweis, den wir nur anführen wollen, weil diese Frage gegenwärtig den Brennpunkt der literarischen Interessen bildet, liefern die Schriften Amynor's den, daß Realismus und Idealismus in der Kunst durchaus nicht als Gegensätze aufzufassen sind, sondern gemeinsam zum Ausdruck gelangen müssen.

Amynor, der am 12. Juli 1831 zu Liegnitz geboren wurde und seinen klandigen Aufenthalt seit Jahren in Potsdam genommen, hat schwere Zeiten durchmachen müssen. Beim Sturm auf die Düppeler Schanzen im Jahre Vierundsechzig erhielt er einen Schuß in die Hüfte, und seit dieser Zeit litt er. — über zwanzig Jahre hindurch, — entsetzlich an nervösen Kopfschmerzen, die ihm nur wenige Stunden am Tage frei gaben für seine dichterische Production. Keine ärztliche Autorität, keine Kur, kein Bad konnte ihm helfen. „Mein Leben war eine Hölle,“ so sagte er einst dem Schreiber dieser Zeilen, „mein einziger Genuß der Schlaf in seiner Benutzlosigkeit. — ich sehnte das Ende herbei.“ Da drangen die viel angefeindeten Erfolge Schweningers zu ihm, und, obwohl er im Laufe der Jahre allen Autoritäts-Glauben verloren, entschloß er sich doch, es noch einmal bei dem bekannten Leibbarzte Bismarck's zu versuchen. Und in der That half Schweningers dem schon Verzweifelnden durch eine eigenartige diätetische Kur. Es ist nur natürlich, daß Amynor seinem Befreier seit dieser Zeit eine begeisterte Dankbarkeit entgegenbringt.

Zum Schluß sei mir gestattet, einer kleinen Begegnung Amynor's mit Kaiser Friedrich als dieser noch Kronprinz war, zu erwähnen, — einer Begegnung, die von dem Wohlwollen Zeugniß ablegt, mit welchem der hohe Herr das literarische Streben Amynor's verfolgte und die auch nach anderer Richtung hin nicht ohne charakteristisches Gepräg ist. Lassen wir Amynor selbst sprechen. „Es war,“ so erzählte er mir, „am Tage nach dem Hddel'schen Attentate. Ich stand am Eingange der Villa Liegnitz in Sanssouci, in welche der Kaiser gefahren war und wartete auf dessen Erscheinen. Eine ungeheure Volksmenge umdrängte mich, um dem so wunderbar Behüteten bei seinem Wiederherauskommen zuzujubeln. Der Moment war da, der Kaiser fuhr heraus, und donnernde Jurufe und Hurrahs erschütterten die Luft. Da kommt bleich und erregt der Kronprinz ebenfalls aus der Villa, in die er zu Fuß vom Neuen Palais aus gegangen war. Er erkennt mich, tritt lebhaft auf mich zu und sagt mit tief zitternder Stimme: „Nun, Dagobert, was sagen Sie zu solchen Geschehnissen? Wenn Sie wieder einmal etwas schreiben, dann schreiben Sie über diese Verwirrung des menschlichen Geistes!“ — Die kleine Scene gab mir den Anstoß, mich an die Niederschrift meines Romanes „Das bist Du“ zu machen. Ich hatte nach Jahresfrist die Ehre, das Werk dem Kronprinzen überreichen zu dürfen. „Ich danke Ihnen,“ sagte er; „wenn ich mich recht erinnere, so hat ja ein Kapitel dieses Buches einigen Staub aufgewirbelt.“ Ich erzählte kurz den Inhalt dieses Kapitels und der hohe Herr verneigte lächelnd: „Trösten Sie sich, — die Kunstböotier werden nicht alle!“ — „Ich weiß nicht,“ hub ich stotternd wieder an, „ob mein Buch Ew. Kaiserliche Hoheit völlig befriedigen wird; ich habe den socialdemokratischen Gedanken nicht in seiner Totalität in Handlung umsetzen können; dazu fehlte mir das unerläßliche Vorstudium; nur eine Theilnahme, den Typus eines durch socialistische Irrlehren verblendeten vornehmen Geistes habe ich schildern wollen, und auch hier fürchte ich, wird die Ausführung weit hinter dem Vorhabe zurück geblieben sein.“ Er bot mir die Hand und verneigte: „Alles menschliche Wissen und Wirken ist Stückwerk; auch für ein einziges Samenorn, das aus ihrem Werke in das Herz eines Schwankenden fällt und dort fruchtbringend aufgeht, haben Sie vollen Anspruch auf den Dank der Menschheit.“ Und da ich zweifelhaft lächelte, fuhr er fort: „Sie glauben nicht an diesen Dank? Nun wohl, Sie mögen Recht haben, die Welt ist unbandbar, aber ihr eigenes Herz wird Ihnen danken — das ist besserer Dank, und wenn es einigen Werth für Sie hat, Amynor, auch Ihr Kronprinz dankt Ihnen.“



Rachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Im Dunkeln leuchtende Gegenstände. — Kann mir Jemand sagen, wie man im Dunkeln leuchtende Gegenstände herstellt?
Marie K. in St. A.

Tintenfleck. — Auf welche Weise kann man Tintenflecke auf hellen bestrickten Decken entfernen?
Reue Abonnentin in Berlin.

Schuhsohlen. — Giebt es ein Mittel gegen das Knarren der Schuhsohlen?
Zwei langjährige Abonnentinnen M. u. A.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Edsvogel-Garnitur (199). — Eine Edsvogel-Garnitur rathen wir, zu Spindeln oder in ein ähnliches Institut zu geben, man reinigt sie dort mit bestem Erfolge auf chemische Weise, während ein eigener Versuch sie leicht verdirbt.

Glacé-Handschuhe (199). — Glacé-Handschuhe, die, ursprünglich schwarz, durch langes Liegen roth wurden, müssen aufgefärbt werden.

Teppichsalten (199). — Um Salten aus einem großen schweren Teppiche zu entfernen, ist es notwendig, denselben auf der linken Seite anzufeuern, ihn auf einem entsprechend großen Fußboden auszubreiten, straff zu ziehen und mit Drahtstiften, die ziemlich lang und stark sein müssen, aufzunageln. Sobald der Teppich getrocknet ist, werden die Brüche vermuthlich verschwunden sein, anderenfalls muß das Anfeuern wiederholt werden. Sollte das

Verfahren zu mühsam sein, so bleibt nichts übrig, als den Teppich nach einer Fabrik zu schicken, wo er in einen Rahmen gespannt und in ähnlicher Weise geglättet wird. Frau C. K., Berlin.

Gesinde-Belohnung (192). — Ein Fond zur Prämierung von Dienftboten, die lange in einem Hause waren, — früher städtisch, — wird jetzt zu anderen Zwecken verwendet. Dagegen können Mitglieder des Hausfrauen-Vereins, gegründet von Frau Lina Morgenstern, derartige Belohnungen für ihre Dienftboten erlangen. Aus dem Prospecte des Vereins sind die weiteren Bedingungen zu ersehen.
Frau C. K., Berlin.

Rathschläge.

„Brandade de morue.“ — Nachdem der Stockfisch mindestens 24 Stunden gewässert hat, läßt man ihn einige Minuten mit Lorbeerblättern, Salbei, Pfeffer, Zitronenschale und einer in Scheiben geschnittenen Zwiebel kochen. Hierauf entfernt man die Haut und die großen Gräten des Fisches und bringt ihn mit zwei zerstoßenen Knoblauchzehen und frischem Olivenöl auf's Feuer. Während des Kochens wird reichlich Del und etwas laues Wasser, sowie der Saft einer Citrone hinzugefügt und mit einem Holzlöffel so lange gerührt, bis eine glatte Masse entsteht. Einige Eßlöffel Sahne oder Blüme, in Scheiben geschnittene und in Butter gedünstete Trüffel vollenden das Gericht, das der große Staatsmann Thiers „ein Meisterwerk des menschlichen Geistes“ zu nennen pflegte. — Es wird erzählt, daß, als bei zunehmendem Alter und schwächerem Magen ihm der Genuß seines Lieblingsgerichtes verboten wurde, seine Gattin gar streng darüber wachen mußte, daß keine Uebertretung dieser ärztlichen Vorschrift stattfand. Dennoch wußte Thiers sie einige Zeit lang hinter's Licht zu führen, mit Hilfe seines Freundes Mignet aus Aix. Wenn dieser mit einem großen Pakete unter dem Arme erschien, zog sich Thiers sofort mit ihm in sein Arbeits-Cabinet zurück und verschloß die Thür des Allerheiligsten unter dem Vorwande, bei einer wichtigen Arbeit ganz ungestört bleiben zu wollen. Und fleißig waren die Herren auch, das muß man sagen. Der Inhalt des umfangreichen Packetes wurde gründlich untersucht und von den beiden Jugendfreunden gewissenhaft geprüft und schnell bearbeitet. Ramentlich entwickelte der greise Staatsmann einen wahren Feuertemper in der Bewältigung seiner Aufgabe; das verbotene Gericht, die köstliche Brandade, die Herr Mignet in einer gut verpackten Blechbüchse eingeschmuggelt hatte, zu verpeisen. Aber das Vergnügen währte nicht allzulange. Der scharfe Geruch des Knoblauchs spielte den Verräther, Madame Thiers überraschte die Schuldigen und kanzelte sie verbitterter Rache ab. G. v. J.

Schwedischer Punsch. — In 10 Liter kochenden Wassers werden 4 bis 5 Kilogramm Zucker aufgelöst. Nach dem Abschäumen gießt man 10 Liter Arac hinzu und läßt den Punsch unter fortwährendem Rühren gelinde kochen, bis man eine recht gleichartige Mischung erhält. Sobald sie erkaltet ist, wird sie auf Flaschen gegossen. Längeres Liegen erhöht die Güte. Beim Gebrauche kann man nach Belieben Weißwein hinzusetzen. G. P.

Wildpret gilt mit Recht für eine schmackhafte und gesunde Nahrung, die aber vor Allem eine verständnißvolle Zubereitung erforderlich macht. Der verwöhnteste Gaumen wird einen saftigen und säuberlich gespickten Reh- oder Hasenbraten, — namentlich, wenn er vom Spieße kommt, — zu schätzen wissen, während man, wenn dasselbe Wildpret, zäh und trocken, ohne hinreichenden Zusatz von frischer Butter und fetter Sahne, im schlecht geheizten Ofen bereitet, auf die Tafel gebracht wird, — ihm nur wenig Geschmack abgewinnen kann. Niemals aber sollte man ein Stück Wild erst dann verwenden, wenn das dunkle Aussehen der sonst frischrothen Fleischfaser den Zustand der Ueberreife verräth und zwar, weil der Genuß von Wildpret, dem das sogenannte haut-goüt bemerkbar anhängt, der feinen Junge widersteht und namentlich gegen die Gesundheitsregeln verstößt. Willst Du, geschätzte Leserin, Gäste mit einem Hirschzweier oder Schlegel bewirtheten, so wähle die Frühlings- und Sommer-Monate bis Ausgangs August dazu; vom Monate September leidet die Erfahrung, daß sich dann der Genuß des Rothwildes nicht empfiehlt. Der Herbst ist die beste Zeit für die Hasen, und das Wildschwein wird vom November bis Ende Januar am liebsten verpeist. Mit Recht wird behauptet, daß der Berg-, sowie der Waldhase, die sich von guten Kräutern nähren, dem köstlicheren Feldhosen vorzuziehen seien. Halten die Hasen sich in niedrigen, sumphigen Gegenden gar auf, so haben sie kein feinschmeckendes Fleisch. Auf die Güte des Bratens läßt das Alter des Wildes keinen unbeträchtlichen Einfluß; das Hirschfleisch erweist sich am besten von Thieren, die noch nicht drei Jahre alt sind; besonders empfiehlt sich dasjenige der Jährlinge oder Spießer, sowie der Hirschkalber; auch ist der Dammhirsch dem Edelhirsche vorzuziehen. Beim Reh, welches in den Sommermonaten am wohlchmeckendsten gefunden wird, liefert das Schmalthier das feinste Fleisch, welches man an der dunkelrothen Faser und dem ziemlich dicken, glänzenden Fette zu erkennen vermag. Je jünger der Hase, desto delicates wird der Braten sein. „Junge Hasen muß man von alten unterscheiden lernen,“ sagt eine wohlverfahrene Hausfrau der Vorjahre, die besonders in der Waidmannsküche bewandert ist, „wir wollen also den Herrn Langohr bei seinen Eßfellen fassen und sie von einander ziehen, giebt das Fell nach, sind überdies die Poten weich und die Hacken scharf, auch der Nih in der Rippe nicht weit geöffnet, so ist er jung.“ Das Wildschwein rechnet man bekanntlich zum Schwarzwild, sein Fleisch ist sehr geschätzt, besonders dasjenige von den Frühlingen, welches sich trefflich zu kalten und warmen Zwischenbeisern eignet. Eins der schönsten Schmalthiere auf Spieß bildet unbestritten der Wildschweinstopf, welcher, mit Silberspießchen, — auf die man Trüffel reibt, — besteckt, über dem kinstreich geformten Fettschmelz prangt. Ein beliebter, empfehlenswerther Schmalz unter kalten und warmen Schüsseln auf der reichbesetzten Buffet-Tafel, wie man sie zu Abend-Gesellschaften oder Jagd-Dejeuners aufzustellen pflegt. — Das Ausbrechen und Zerwirken des Roth- und Schwarzwildes sind Sache des Jägers, doch läßt die routinirte Köchin sich meist das Auswerfen und Abbalgen des Hasen ebenso wenig nehmen, als das Zerlegen, Häuten und Spicken. Dabei sei erwähnt, daß man die Lufttite, das Wild zu wässern, fast allgemein abgeschafft hat, seitdem wissenschaftlich festgestellt ist, daß die Fleischfaser durch Liegen im Wasser die beste Kraft einbüßt. Die französische Art, das Wild, welches man auf ein Fleischbrett legt, mit einem feuchten Weinendeck abzudecken, wobei man dieses wiederholt in eine Schüssel mit lauwarmem Wasser taucht, ausringt, auch das Wasser öfters erneuert, — diese empfehlenswerthe Art, selbst die sehr zerchoffenen Stücke zu säubern, kommt mehr und mehr in Aufnahme. Bei gedachtem Verfahren, das sich ebenfalls beim Fleische der großen Schmalthiere anwenden läßt, behält jedes Stück ein frisches, appetitliches Aussehen und zugleich den Saft, während es durch Liegen im Wasser von Weidem beträchtlich verliert. — Wo Wald und Fluß mit gefiederten Bewohnern belebt sind, deren Fleisch,

wie man von Alters her weiß, das des zahnen Geflügels mannig-
 fach an Güte übertrifft, da schafft jede Jahreszeit eine Auswahl
 von Federwild in die Küche. Man pflegt dieses ebenso vorzu-
 bereiten, wie das zahne Geflügel; man rupft es trocken, wobei
 man sich jedoch ganz besonders vor dem Einreiben der Haut hüten
 muß, nimmt es sorglich aus, fengt es über Kohlen- oder Gas-
 flamme, säubert es mit lauem Wasser innen und außen, dressirt
 es nach der bekannten Vorschrift, — wie sie auch für die Haus-
 vögel gilt, — muß jenes aber vor dem Braten stets in Speck-
 schiben einhüllen oder mit festem Streifenpeck sehr dicht spiden,
 weil das Federwild, — ähnlich wie das Haarwild, — meist ein
 fettarmes Fleischgewebe besitzt. Veltgenannte Eigenschaft macht
 das Wildpret jedoch zum Gemüße für schwächliche Personen und
 Reconvalescenten um so geeigneter. Zu den kleinsten und zugleich
 zartesten Vertretern des Federwildes kann man den Baumpieper
 und den Ortolan, — eine Auer-Art, — zählen. Weiter auf-
 wärts vom Krammetsvogel, jener Droffelgattung, die man im
 Herbst in großen Mengen durch Dohnen (Schlingen) in den Wäldern
 fängt, — über Schnepfen, Wachteln, Rebhühner, Virl- und
 Haselhühner hinweg, — bis zum Auerhahn hinauf, dessen Fähig-
 keit bekanntlich schon manchen Koch zur Verzweiflung brachte,
 bieten Wald und Flur eine Auslese von Geflügel für die gastliche
 Tafel und den Familientisch. Aber auch von dem gefiederten
 Wildpret gilt, was ein bekannter Gastrosoph im Allgemeinen da-
 von sagt: für den pot-au-feu, wie das Rindfleisch, ist es nicht
 geeignet, dagegen geht es unter den Augen eines kenntnisreichen
 Koches eine Anzahl von Umwandlungen ein und liefert die meisten
 hochgeschmackts-Schüsseln, wie sie nur die höhere Küche kennt.
 Antoinette G. v. T.



Gerhard von Argyntor.

und jede wollte ihre Besucherinnen mit einer ähnlichen Veran-
 staltung erfreuen und ermuntern. Man erinnerte sich, daß in
 China und Japan seit Jahrhunderten bunte Lichtschirme und Papier-
 Laternen zur Verwendung kamen, deren weiche Farben und nährliche
 perspectivlose Zeichnungen sich auf Reispapier und Seidenstoff
 sankt und anmuthig von dem dahinter brennenden Lichte abhoben,
 und da der Fortschritt der Kultur sich nun einmal von Osten nach
 Westen vollzieht, so fing die abendländische Industrie an, sich ihre
 Muster aus dem Reiche der Mitte zu holen, bis Paris sich der
 Sache bemächtigte und einen Mode-Artikel schuf, der die Damen-
 welt in einen Rauch des Entzückens versetzte, und ohne den ein
 eleganter Salon heutzutage kaum mehr denkbar ist.
 Aus der breiten Kreolinien-Grundform, die von grobem,
 rothem, in gebranntem Zellen bestehenden Moll mit aufgedrucktem
 japanischen Goldmuster hergestellt, das Zimmer in ein so warmes

rosiges Licht hält, sind die abenteuerlichsten und präzisesten Ge-
 staltungen entstanden. In der That, man ist im Zweifel, ob man
 es mit riesigen Schmetterlingen, oder mit wunderbar geformten
 Mouffre-Blumen zu thun hat, wenn man die scheinbar flatternde
 und doch so zierlich gefaltete luftige Combination von gelbem und
 blaurothem feingebrauntem Moll mit dem ersten, flüchtigen Blitze
 betrachtet, bis man bei eingehenderem Studium entdeckt, daß diese
 Schmetterlingsflügel und Blumenkelche aus dünnen förmig zusam-
 mengezogenen und in gleichmäßigen Zwischenräumen zurückgeboge-
 nen Faltseln hergestellt sind, in der Weise, daß der gelbe Moll,
 der die untere Stofflage bildet, nur in den Düten zur Geltung
 kommt. Den unteren Abschluß bildet eine 11 Centimeter breite
 weiße Spitze, welche auf einem 13 Centimeter breiten gelben
 Bolant ruht. Für das Zimmer einer jungen Dame läßt sich nicht
 leicht etwas Hübscheres denken.

Ebenfalls nur für einen Damen-Salon berechnet ist der in der
 Nummer vom 17. November d. J. von der Illustrirten Frauen-
 Zeitung bereits veranschaulichte Lampenschirm aus rosa Moll mit
 schwarzen oder weißen Chantilly-Spitzen. Wie anmuthig präsent-
 irt sich Alles in seinem sanften, rosigen Scheine! Mit einem
 Hauch märchenhafter Poesie umgibt er die Gestalt der jugendlichen
 Hausfrau, die ihren zum Fünf-Uhr-Thee sich einstellenden Gästen
 im blühigen, mögig-artigen tea gown von weichem hellen
 Seidenstoffe entgegensteht. Wahrhaftig! Alle sind darin einig,
 daß ihre Schönheit, die man sonst bei nüchternem Tageslichte et-
 was zu substanzvoll gefunden hat, jetzt von einem idealen Schim-
 mer verklärt ist.

Die beiden eben erwähnten Schirme ruhen auf einem Gestell,
 welches den Namen „Parasol“ führt, und wie das eines Sonnen-
 schirmes, je nachdem man es heller oder dunkler im Zimmer haben
 will, auf- und zugeklappt werden kann. Für Herren- und Gesell-
 schaftszimmer eignet sich eine originelle vieredrige Composition am
 besten, welche das Licht nicht hindert, durch das Gemach zu fließen,
 wohl aber sanfter abtönt, als gläserne Lampenglocken dies thun,
 die überhaupt in letzter Zeit mehr und mehr in Wegfall kommen.
 Das Gestell ist aus Draht, jede Seite 40 Centimeter breit, oben
 rund, 13 Centimeter im Durchmesser, die von hier nach den un-
 teren Ecken ausgehenden Stäbe sind 22 1/2 Centimeter lang. Die
 auf solche Weise hergestellten vier Theile werden glatt mit rosa
 Seide und darüber gelegtem schwarzen Vöhrertüll bekleidet, letzterer
 von schmalen rosa Bänder durchzogen. Mit gleichfarbigen Seiden-
 rüschen sind die vier auswärts strebenden Nähte geziert. Eine
 breite krause Manschette aus Stoff und Tüll umgibt aufrecht
 stehend den Kopf, der gleichfalls unten von einer Rüsche abge-
 schlossen ist, während den unteren Theil des Schirmes eine 12
 Centimeter breite, über rosa Seide abwärts fallende schwarze Spitze
 bildet, auf welcher die ebenfalls abwärts gehenden, zu Schleißen
 geknüpften schmalen Band-Ecken ruhen.

Da wir uns nun einmal in einer Zeit befinden, in der die
 Lösung „Giffel“ heißt und jeder Fabrikationszweig irgend ein
 Product auf den Markt wirft, dem er, sobald nur der leiseste
 Berührungspunkt nachweisbar ist, den Namen „Giffel“ beilegt, so
 wäre es beinahe unnatürlich, wenn nicht auch auf dem hier be-
 sprochene Gebiete eine solche „Kunstschöpfung“ aufgetaucht wäre.
 Das Drahtgestell derselben ahmt so viel als möglich die Form
 des Thurmes nach und ist innen wie außen mit mattgrüner Seide
 bezogen, darüber glatt gespannt gestrichter Tüll. An den Ecken
 gehen Draperien aus weißem Krepp und altrosa Seide empor,
 welche oben und unten mit Rosetten aus altrosa Seidenband ab-
 schließen. Den unteren, herabfallenden Rand bilden präziös dra-
 pierte weiße Giffelspitzen.

Will man sich nun aber selbst mit leichter Mühe und schnell
 einen practischen und zugleich hübschen Lampenschirm herstellen, so
 lege man über zwei feuerrothe Kreppstreifen
 von beliebiger abgestufter Breite einen dritten,
 wiederum etwas kürzeren, der aber von Gold-
 fäden und bräunlichen und goldenen Streifen
 durchschossen ist, wie man ihn in jedem ele-
 ganten Modemaaren-Magazin kaufen kann.
 Man reihe die drei Streifen zusammen zwei
 Finger breit vom oberen Rande, jedoch sich
 oben eine Rüsche bildet. Dieses Kragenmän-
 telchen paßt über Angel- und Pyramidenglocken
 gleich gut.

Zum Schluß sei es mir noch gestattet, ein
 paar Bemerkungen über Lichtschirme einfließen
 zu lassen. Wenn auch vielleicht nicht englischen
 Ursprungs, so haben sie sich doch zunächst über
 England in Deutschland eingebürgert, und in
 deutschen Häusern mit englischen Sitten fand
 man zuerst bei Kartenspartien und Mittag-
 Gesellschaften die blendenden Lichte angenehm
 durch kleine farbige Schirmchen verhält. Ein
 practisches Gestell aus
 gelbem Draht, mit
 einfacher Feder an die
 Kerze selbst geheftet,
 schützt die aus Seide,
 Satin oder Papier
 hergestellten Minia-
 turglöckchen. Ich sah
 kürzlich eine Mittags-
 tafel, auf welcher
 statt der Lampen drei
 Armleuchter aus alt-
 meiserer Porzellan
 je acht Kerzen trugen,
 deren jede von einem
 Schirme aus rosa
 Seide mit gleichfar-
 biger Franze umgeben
 war. Den sonstigen
 Schmuck des Tisches
 bildete ein Parterre

von weißen Rosen ohne farbige Zuthat. Eine harmonische Zusam-
 menstellung, deren kostbare Einfachheit wahrhaft vornehm und
 zugleich behaglich anmuthend wirkte.
 Leicht hergestellt sind solche Lichtschirme aus rothem pliffirten
 Papier oder Stoff, der oben in einen Messingrand gefaßt ist. Dem
 unteren Rande ist ein schmaler Carton-Streifen zum Zusammen-
 halten untergelebt und außen eine bunte Franze.
 Ben Alida sagt zwar, es sei Alles schon dagewesen, aber man
 nenne mir eine Zeit, in der auf diesem Gebiete schon einmal ein
 solcher Luxus und eine so präziöse Phantastie entwickelt worden
 wäre, wie es in der unserigen geschieht!

A. von Lindowstrom.

Zu dieser Nummer gehören zwei Beiblätter, ein
 Extra-Blatt, sowie für die Abonnenten der Großen
 Ausgabe ein Modenbild.



Nachdruck verboten.

Merke über Lampenschirme.

„Ueber Wetter- und Herrenlaunen
 künzle niemals die Augenbraunen,
 Und bei den Grillen der hübschen Frauen
 Ruft du immer verächtlich schanden.“

sagt kein Geringerer als Goethe, der große Kenner weiblicher
 Eigenthümlichkeiten, und man hat Grund, anzunehmen, daß ihm
 das Velttere nicht gerade schwer gefallen ist. Warum auch? Tra-
 gen doch die Grillen hübscher Frauen meist nur dazu bei, das
 Behagen an ihnen und ihrer Umgebung zu erhöhen und sie im
 günstigsten Lichte erscheinen zu lassen. Wer möchte sie daher
 tabeln, wenn sie sich mit Vorliebe einer Mode zuwenden, die mehr
 als jede andere dazu angethan ist, sie in des Wortes eigentlicher
 Bedeutung in das günstigste Licht zu stellen; ich meine die Mode
 der Lampenschirme, die jetzt mit einem Luxus und einer Farben-
 pracht ohne Gleichen den Salons eleganter Damen jenen weichen,
 warmen, stimmungsvollen Ton geben, welcher die Sinne schmei-
 chelnd gefangen nimmt und uns beinahe gegen unseren Willen
 treibt, unser's Herzens innerste Gedanken in traulichem Gespräche
 auszulaudern. Vielleicht denken aber die Wenigsten daran, daß
 diese lecken Ausgebirten der Phantastie, denen täglich von grazio-
 sen Händen neue Nuancen gegeben werden, zuerst aus den stillen
 Studirstuben schwer arbeitender, gelehrter Männer ihren Weg in
 den Salons fanden, um dann hier allmählig den ersten leisen Stich
 in's Frivole anzunehmen. Wir haben der Ge-
 lehrtenwelt viel großartige Erfindungen auf allen
 Gebieten des Lebens zu danken, sie möge es uns
 nicht übel nehmen, wenn wir ihr auch für diese
 Erfindung danken.

Ursprünglich aus grün oder blau lackirtem
 Blech oder Pappe hergestellt, umgab ein
 einfacher runder Schirm die Glocke der Studir-
 lampe, um die ohnehin angestregten Augen bei
 anhaltender Nachtarbeit zu schützen und das
 Licht auf den Tisch zu concentriren. Dann ver-
 suchten wohl Liebende Frauenhände, dieses noth-
 wendige Requisit ein wenig zu schmücken. Kra-
 besen und Blumen in dunklen Seidenpapier
 auszuschnitten und dieses über die Lampe zu
 hängen, oder gar gepresste trockene Blumen in
 Sträußen zwischen Papppapier zu kleben. Es
 waren dies beliebte Handarbeiten zu Weihnach-
 ten für den Hausherrn, für den immer so schwer
 etwas Passen-
 des zu finden
 war, da jeder
 mit größerem
 Kinderlegen be-
 glückte Fami-
 lienwater be-
 reits in Besitze
 zahlloser Rissen,
 Schlummerrol-
 len und Pan-
 toffeln zu sein
 pflegt. Doch da
 der Consum
 meistens nicht
 mit der Pro-
 duction gleichen
 Schritt hielt,
 der altmodische
 grüne Papp-
 schirm sich auch
 wohl als zweck-
 dienlicher er-
 wies, so wan-
 derte der Ueberschuh wieder in das Wohnzimmer zu der Familie zu-
 rück und wurde gelegentlich auch einmal von der Hausfrau bemutht,
 wenn das grelle Lampenlicht den müden Augen weh that. Dann
 kam unerwartet eine befreundete Dame zum Besuch. — „Soll ich
 den Lampenschirm abnehmen?“ hieß es. „Ist es Dir zu dunkel?“
 — „O, nein, ja nicht. Es ist zwar ein wenig dunkel, aber da
 wir doch gerade nichts zu thun haben —“

Und man fing an zu plaudern. Es war gar so behaglich, und
 ehe man sich dessen verah, hatte man unter dem Schutze der
 Dämmerung einander die intimsten Herzensangelegenheiten ausge-
 plaudert.
 Das fand nun allgemeinen Anklang. Die Damen waren der An-
 sicht, daß das gedämpfte Licht das Mittheilungs-Bedürfnis erhöhe,



Lichtschirm aus pliffirtem rothem Papier mit Seidenfranze.



Lampenschleier aus Krepp.



Lichtschirm aus gebranntem Papier mit Kokoco-Muster.



Lampenschirm aus schwarzem Tüll.



Lampenschirm aus gebranntem Moll.



Lampenschirm aus chinesischem Papier.



Lampenschirm aus Giffelspitze.